

Tübingen im Jahr 1986 aufzugeben, um in der Münchener Integrierten Gemeinde zu leben und zu arbeiten. Die zahlreichen und ausführlichen Anmerkungen finden sich – leider! – am Schluss des Buches (400–432).

Wer sich in der gegenwärtigen Umbruchszeit der Kirche eine solide biblische und theologische Orientierung verschaffen möchte, wird dieses Buch von Gerhard Lohfink mit echtem Gewinn lesen. Hilfreich zur persönlichen Urteilsbildung ist es gerade deshalb, weil es auf viele konkrete Probleme keine schnellen Antworten gibt, sondern den weiten Horizont der Erwählung und Sammlung des Volkes Gottes eröffnet, von dem her manche Diskussionen über die Kirche eine heilsame Korrektur erfahren können. Allerdings wird sich jede/r Leser/in auch mit der theologischen Vorgabe des Autors auseinandersetzen müssen, die in einer strikten Unterscheidung von „Glaube“ und „Religion“ besteht. Lohfink sieht – mit Blick auf die Glaubensgeschichte Israels und der Kirche – jegliche Form von Religion als Ausdruck eigenen Wunschdenkens an, Glauben hingegen als genuin biblische Kategorie, die den unableitbaren Erwählungs- und Erlösungswillen Gottes verwirklicht (vgl. 120–124; 130, 246; 400, Anm. 11). Messerscharf formuliert Lohfink: „Religion bedarf keines Glaubens“ (122). Erst von dieser fundamentaltheologischen Grundscheidung her wird der Ansatz dieses Werkes bis in seine konkreten Folgerungen hinein schlüssig.

Linz

Franz Gmainer-Pranzl

■ KARL RAHNER AKADEMIE (Hg.), *Geschichte denken*. (Religion–Geschichte–Gesellschaft. Fundamentaltheologische Studien, Band 13). LIT-Verlag, Münster 1999. (117) Kart.

Vorliegender Band enthält eine Vorlesungsreihe der Karl Rahner Akademie Köln zum Begriff der Geschichte. Johann Maier (3–17) zeigt in seiner Darstellung der jüdischen Tradition auf, inwieweit der religiöse Zionismus (spätestens durch den Sechstagekrieg 1967) Eingang in die (säkulare) Politik Israels gefunden hat und „eine traditionalistische Wende im Geschichtsbewusstsein“ (13) zur Folge hatte. Kurt Flasch (19–33) stellt dar, dass das Denken des Augustinus letztlich (nur) als „theologische Rahmenkonstruktion für an sich gleich-gültige geschichtliche Erfahrungen“ (23) zu begreifen ist. Hans Michael Baumgartner (35–55) vertritt in seinem Beitrag über Kant die These, „dass die Geschichtsphilosophie so in den Bereich der Urteilstatkraft hineingehört, dass auf der teleologisch zunächst als ‚zweckmäßig‘, dann als ‚weise‘ beurteilten Natur die Hoffnung liegt, es werde der Menschheit einmal gelingen, die Ver-

nunftidee des Rechts weltweit zu realisieren“ (36). Alfred Schmidt (57–75) arbeitet Hegels geschichtsphilosophischen Anspruch heraus, der von einem „Verzicht auf jede utopische Perspektive“ (57) geprägt ist: „Das widrigen Zeitumständen entgegengesetzte Sollen erweist sich als leer“ (64). Herbert Schnädelbach (77–94) verweist auf die Aporien, die sich der Geschichtsphilosophie nach Hegel stellen: „... einmal das Problem des kognitiven und normativen Relativismus, dann das Problem ‚Geschichte und Natur‘ und die Frage ‚Geschichte und Vernunft‘“ (93). Hermann Schweppenhäuser (95–106) formuliert aus seiner Reflexion des Geschichtsbegriffs Walter Benjamins die These: „In theologischen Worten beten wir, drücken wir die Sehnsucht nach dem Anderen aus, danach, dass das Reich Gottes auf Erden sei, nicht, dass es das ist“ (104). Und Johann Baptist Metz (107–116), der die anamnestische Kultur der Theologie einklagt, stellt in seinen Ausführungen die bedrängende Frage: „Gibt es auf dem Boden der Aufklärung noch Institutionen, die sich als akkumulierte Erinnerungen begreifen, als Bereitstellung eines Erinnerungsvorrats zur Strukturierung diffuser, diskursiv unbeherrschbarer Lebenswelten?“ (114)

Diese Veröffentlichung ist ein wertvoller Stein im – niemals vollendeten – Mosaik der Fundamentaltheologie.

Linz

Franz Gmainer-Pranzl

■ VERWEYEN HANSJÜRGEN, *Theologie im Zeichen der schwachen Vernunft*. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2000. (93) Kart. sFr 21,50.

Dieses Büchlein des Freiburger Fundamentaltheologen geht zurück auf drei Vorträge, die 1999 bei den Salzburger Hochschulwochen (Thema: „Religiosität am Ende der Moderne“) gehalten wurden. Verweyen greift das Anliegen, die Letztgültigkeit der Selbstdifferenzierung Gottes in Jesus Christus rational zu verantworten (Stichwort „Letztbegründung“), wie er es in seinem Werk „Gottes letztes Wort“ (vgl. die Besprechung in: ThPQ 149 [2001] 81–83) eingehend diskutierte, in dieser Schrift in narrativer Form auf.

In der Philosophie und Theologie der Gegenwart konstatiert Verweyen die Mentalität einer „unbedingten Abneigung gegen alles Unbedingte“ (42), welche den Anspruch einer „ein-für-allemal“ (47) ergangenen Offenbarung grundsätzlich ablehnt. Die Vernunft, die jahrhundertelang mit den „starken“ Kategorien des christlichen Wahrheitsanspruchs (zwangs)liiert war, wurde in der Moderne autonom und in der Postmoderne „schwach“. Diese Entwicklung ist – geistes-

geschichtlich gesehen – plausibel (wie der Autor an vielen Beispielen zeigt), aber auf dem Hintergrund des *biblischen* Glaubenszeugnisses fragwürdig. Anhand eines Vergleiches mit Elementen östlicher Religiosität sowie einer Exegese von Hos 1–3 arbeitet Verweyen das Profil von „Unbedingtheit“ heraus, wie es seiner Auffassung nach zur unaufgebbaren Identität des christlichen Glaubens gehört: „Nichts hat heute weniger Plausibilität als die Annahme, dass es so etwas wie unverbrüchliche Treue überhaupt geben kann. Auf dieser Annahme aber basiert die gesamte jüdisch-christliche Tradition“ (82). – Zweifellos ist dieser fundamentaltheologische Diskussionsbeitrag Verweyens eine ernsthafte Auseinandersetzung wert.

Linz

Franz Gmainer-Pranzl

KIRCHENGESCHICHTE

■ BRUCKMOSER JOSEF, *Johann Weber. Kirche auf der Spur des Konzils Styria*, Graz 2001. (288, zahlr. Abb.) Geb. € 22,89.

Aus Anlass des 75. Geburtstages von Altbischof Johann Weber erschien – schon ein Jahr zuvor – dieser Band, der nicht nur ein Porträt des Geehrten, sondern darüber hinaus der Kirche, vor allem in Österreich und in der Steiermark, entwirft. Der Untertitel ist also zu beachten; es geht nicht zuletzt auch um die Kirche im und nach dem Konzil, um Aufbrüche, Umbrüche, Frustrationen und Konflikte. Davon war Weber in seiner Position als Bischof (1969–2001) und Vorsitzender der Bischofskonferenz (1995–1998) betroffen, und zwar im doppelten Sinne des Wortes. Weber gestaltete mit, stellte Weichen und erlebte immer wieder Rückschläge, ohne sich seinen Optimismus und seine Liebe zur Kirche („Ich mag die Kirche“) rauben zu lassen.

Es ist ein ehrliches Buch, keine Lohnhudelei! Auch Schwächen Webers werden aufgezeigt, so seine Überbetonung des Bischofsamtes (155), gewisse Defizite an konsequenter Wegweisung (160) und Mängel bei der Umsetzung des als richtig Erkannten (163).

Im allgemeinen aber hat sich Weber den Anliegen der Zeit stets gestellt und echte Beiträge zu Problemlösungen geleistet. Und immer wieder hatte er Ideen, wie man der Kirche über die Hürden helfen könne. Weil das Buch davon ausgiebig handelt, stellt es auch ein wichtiges Zeitdokument dar. Gerade deswegen ist es bedauerlich, dass auf ein Register verzichtet wurde.

Linz

Rudolf Zinnhöbler

■ BAUM WILHELM (Hg.), *Engelbert von Admont*. Vom Ursprung und Ende des Reiches und andere Schriften. (Grazer Beiträge zur Theologiegeschichte und kirchlichen Zeitgeschichte, 11) Leykam, Graz 1998. (312) Brosch.

Engelbert von Admont (ca. 1250–1332) war ein ungewöhnlich vielseitiger mittelalterlicher Schriftsteller, dessen Werk etwa zur Hälfte noch nicht ediert ist. Er verfasste vor allem theologische (Exegese, Dogmatik, Pastoral), aber auch philosophische und naturwissenschaftliche Abhandlungen. Er stand unter dem Einfluss des Thomismus, erstellte jedoch keine der üblichen Summen der Theologie. Als bedeutsam gilt besonders auch die Studie „De ortu et fine Romani Imperii“, kein Geschichtswerk, wie der Titel nahelegen würde, sondern der Versuch einer Rechtfertigung der „Weltmonarchie“ als beste aller möglichen staatlichen Ordnungen.

Das vorliegende Buch ist bedeutsam, weil es Zugänge zu Engelbert eröffnet. Mit Recht beklagt der Herausgeber einleitend die Säumigkeit der Kommission der „Monumenta Germaniae“, die sich des Werkes von Engelbert bisher nicht angenommen hat.

Der Leser wird gut tun, zuerst den Artikel von F. Kucher „Der Bildungsgang und das philosophische Umfeld Engelberts von Admont“ (222–240) zu lesen, weil er dadurch in die Lage versetzt wird, Autor und Werk besser einordnen zu können. Engelbert studierte in Prag und dann – sehr lange – in Padua, wo er möglicherweise die berühmten „Summulae logicales“ des Petrus Hispanus, des späteren Papstes Johannes XXI., als Lehrbuch benützte. Johannes starb übrigens 1277 (nicht 1227, so S. 228) beim Einsturz einer Zimmerdecke, wobei er von seinen Büchern erschlagen wurde.

Kucher macht es wahrscheinlich, dass Engelbert nach Abschluss seiner Studien zuerst Erzabt von St. Peter in Salzburg (1286–1297) wurde, was die Chronologie nahelegt, bevor man ihn zum Abt von Admont (1297–1327) wählte (S. 237 wird die Amtszeit nur bis 1315 angegeben).

Vier der Werke Engelberts werden im vorliegenden Buch von H. Baum ediert, darunter die schon genannte Abhandlung „De ortu et fine Romani Imperii“ sowie der berühmte autobiographische Brief „Epistola ad Ulricum scholasticum Wienensem“, worin der Autor 33 seiner Schriften aufzählt. Erfreulicherweise wurden den abgedruckten Schriften auch Übertragungen ins Deutsche von R. Senoner bzw. F. Kucher beigegeben. Letzterer bietet zudem ein verdienstvolles Handschriftenverzeichnis der Werke Engelberts (276–300).

Linz

Rudolf Zinnhöbler